

Günter Höhne:

Mauern und der Zahn der Zeit

Festvortrag zur Eröffnung der 13. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Implantologie im Zahn-, Mund- und Kieferbereich e. V. (DGI) gemeinsam mit der ÖGI (Österreich), der SGI (Schweiz) und dem Welt-Dachverband IAOFR unter dem Motto „**Grenzen überwinden**“ in Berlin am 14. Mai 2009

Sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Kongressteilnehmer.

Es war vielleicht doch ein bisschen leichtfertig, mich vor einiger Zeit darauf einzulassen, dass ich mit diesem Thema heute vor Sie hin trete: „Grenzen überwinden – Mauern und der Zahn der Zeit“. Ich hätte es ja ahnen müssen: Je mehr wir uns dem 23. Mai nähern, dem 60. Jahrestag der öffentlichen Verkündung des Grundgesetzes und damit dem Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland, desto dichter würden sie nun fallen: die dazu passenden Schlagwörter aus den Mündern der Politiker und in die Tastaturen der Journaille. Freiheit, Rechtsstaat, Demokratie, freie Wahlen, soziale Marktwirtschaft, Wohlstand, VW Käfer, „Komm ein bisschen mit nach Italien“ und so weiter und so fort.

Dazu natürlich noch das ganze Kontrastprogramm des Elends, das ebenfalls vor 60 Jahren über den Osten Deutschlands hereinbrach: Knechtschaft, Unrechtsstaat, Parteidiktatur, Stasi, Scheinwahlen, Kommando- und Mangelwirtschaft, Mauer, Stacheldraht und Schießbefehl, Anpassung und Widerstand. Und auch dieses noch: Wir müssen 20 Jahre nach dem Mauerfall die Spaltung überwinden, die Einheit gestalten, Lebensleistungen respektieren – und haben von der DDR aber überhaupt nichts zu beerben.

Man mag es ja schon nicht mehr hören und lesen.

Keine Bange jedoch, Sie haben von mir keine Festrede mit diesen Zutaten zu erwarten. *Sie* wissen das alles, *ich* weiß das alles.

Nur: was wissen wir eigentlich *voneinander*, so ganz unmittelbar und authentisch? Wie ticken Frau Dr. Müller West und Frau Dr. Müller Ost, Herr Meier, gebürtig aus Weimar, und Herr Meier aus Worpswede? Und warum ticken sie so? Was hat uns geprägt und was prägt uns heute, dass wir so sind wie wir sind?

Aber seien wir einmal ehrlich: wollen wir das denn überhaupt so genau wissen, haben wir keine anderen Probleme? Und interessierte uns das denn damals, in den 40 Jahren deutscher Teilung? Hatten wir nicht genug mit uns selbst zu tun, hüben und drüben?

Was mich betrifft: Ich war immer so dicht dran wie möglich, was meinen Blick und mein Gehör „nach drüben“ betraf. Im Osten zu Hause, DDR-Bürger (den Begriff fand ich übrigens blöde, das klang so nach Abkürzungs-Mensch und Bürgermief), verbrachte ich in der DDR mehr als meine erste Lebenshalbezeit, wurde 1949 in Zwickau eingeschult

und zu Silvester 1990 in Ostberlin mit meiner Arbeitsstelle „abgewickelt“, wie das so schön hieß. Eigentlich gar kein so dummes Konzept, wenn man unterstellt, dass wir bis da hin wohl eingewickelt worden waren. Fragt sich, von wem. Von Erich Honecker mit seinen so genannten sozialpolitischen Maßnahmen, staatlich gestützten Wohnungsmieten, die die Häuser reihenweise in sich zusammenfallen ließen und Brotpreisen, die buchstäblich jedes Schwein satt werden ließen? Von Margot Honeckers Schulsystem mit Ganztagschulen und vormilitärischer Ausbildung?

Oder eingewickelt von Gorbatschow, von dem wir ja in den Achtzigerjahren den Export eines demokratischen Sozialismus aus der Sowjetunion in die DDR erwarteten?

Oder auch (und ich selbst sehe diese Variante als die zutreffendste an bei all den von mir erinnerten Geschehnissen ab dem November 1989): eingewickelt von den Glücksverheißungen aus dem damals noch hauptstädtischen Bonn? Blühende Landschaften! Keinem wird es schlechter gehen – und Ost-CDU-Plakate in der Noch-DDR zur ersten freien, demokratischen Wahl im Frühjahr 1990: „Wohlstand für alle!“

Alteingesessene Bundesbürger unter Ihnen meinen nun wahrscheinlich: Selber schuld, wer so etwas für bare Münze nimmt. Recht haben Sie, und klüger wird man oft erst danach. Wobei ich das auch ein wenig bezweifle. Warten wir doch mal dieses Wahljahr mit seinen neuen, auch diesmal ganz, ganz soliden und ehrlichen Parteien-Versprechungen ab und die Gesichter des Wahlvolks danach.

Aber da bin ich schon wieder im Heute gelandet und wollte Ihnen doch von gestern erzählen, wie das war mit uns im Osten und unseren Wahrnehmungen des Westens, an dessen Leben wir – weil vom Renten- und damit Westreisealter noch weit entfernt – nicht persönlich teilnehmen durften.

Können Sie sich vorstellen, dass wir gerade deshalb im Osten am Leben im Westen in mancherlei Hinsicht viel intensiver und nachhaltiger Anteil genommen haben als die Bundesbürger selbst? Ganz bestimmt war das jedenfalls bei meiner Generation der Fall. Und das hatte durchaus auch etwas Schizophrenes an sich. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung: Ich war in der DDR gesellschaftlich mehr engagiert als angepasst, oft (nicht oft genug) auch widersätzlich, aber ich war kein Widerständler. Ich wurde Lehrer (das Studium kostete nichts, und ich bekam als Sohn einer allein erziehenden und als Fürsorgerin im staatlichen Gesundheitswesen schlecht bezahlten Mutter sogar ein Stipendium, das nicht zurückgezahlt werden musste), schon mit 14 Jahren hatte ich meinen ersten Zeitungsartikel geschrieben und war von da an so genannter „Volkskorrespondent“, also freier Mitarbeiter der Dresdner Sächsischen Zeitung. 1968 holte mich nach einigen journalistischen und literarischen Veröffentlichungen der Rundfunksender Radio DDR nach Berlin, nach 10 Jahren dort ging ich, inzwischen Diplomjournalist, als Literaturredakteur zur Ostberliner kulturpolitischen Wochenzeitung „Sonntag“ und habe dann von 1984 bis 1990 als Chefredakteur einer Designfachzeitschrift und als Projektleiter bei der zentralen Design-Behörde der DDR, dem Amt für industrielle Formgestaltung, gearbeitet.

In all diesen Jahren von 1957 bis 1989 war es aber auch ganz selbstverständlich für mich, Westsender zu hören, den RIAS Berlin, Deutschlandfunk, Radio Luxemburg, AFN, den Saarländischen Rundfunk, in Berlin dann auch den Westen fernzusehen (was mir

im ostsächsischen Tal der Ahnungslosen nicht möglich war). Waren es anfangs die „Schlager der Woche“ und die Kabarettsendungen „Die Insulaner“ des RIAS und die Hitparaden von Radio Luxemburg, die mich vor allem fesselten, so verlagerte sich mein Interesse mit wachsender Reife auf die Übertragungen von Bundestagsdebatten, auf politische Kommentare und Gesprächsrunden, später „Talk-Shows“ genannt. (Zu solchen sind diese einst aufregenden journalistischen Formate ja nun leider auch verkommen.) Zu Hause im sächsischen Großenhain in meinem „Kinderzimmer“ (das hieß auch immer noch so, als ich schon Pädagogik studierte, aber daheim wohnte) hingen und klebten an der Wand Postkarten und Zeitungsausschnitte mit Bildern von Elvis und Bill Haley, Pat Boone und Paul Anka, in trauter Gesellschaft mit von mir aus zerschwarteten ausgeborgten Karl-May-Büchern nachgezeichneten Illustrationen, aber auch Porträts von Beethoven, Heinrich Heine, Albert Schweizer und Heinrich George, den ich als Knabe zusammen mit meiner Mutter als „Postmeister“ in unserem Großenhainer Kulturbund-Kino gesehen hatte.

Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie schwer es war, in der DDR der Fünfziger-Sechzigerjahre an Bilder von West-Stars und an die ebenfalls geächteten Karl-May-Bücher heranzukommen? Da wurden unter uns Jugendlichen die abenteuerlichsten Tauschgeschäfte gemacht, im Sinne von „Gold gab ich für Eisen“.

Ach übrigens: Wir haben die Westkultur nicht bloß konsumiert, sondern auch schöpferisch aufgegriffen. Und solchen Käse wie diesen kollektiv gedichteten „Mambo-Rock von Großenhain“ behält man dann ein halbes Jahrhundert, bis zu seinem 66. Lebensjahr im Kopf:

*In einem Dorf bei Großenhain
da lebte einst ein dummes Schwein,
das wurde auch, eins zwei drei
Wachtmeister bei der Polizei!
He Mambo Mambo Rock, he Mambo Mambo Rock,
He Mambo Mambo Rock, he Mambo Mambo Rock*

*Ein Affe stahl, man glaubt es nicht,
im Konsum ein Fünfpfundgewicht,
und auf der Waage rief er ganz beklommen:
He – schon wieder fünf Pfund zugenommen!
He Mambo Mambo Rock...*

Und die letzte Strophe:

*Es fraß ein Huhn, man glaubt es kaum,
ein Blatt von einem Gummibaum.*

*Dann ging es in den Hühnerstall
und legte einen Gummiball!
He Mambo Mambo Rock...*

Als wir das johlten, zierte meinen Kopf eine gepflegte „Ente“: zuerst blässlichgrünes Fixativ-Gel ins Haar, große Tolle über der Stirn geformt, die Schläfensträhnen nach hinten gekämmt und überm Nacken mittig eingeschlagen. Wir hatten einen Frisör am Marktplatz unserer Kleinstadt, der die besten Koteletten im Landkreis schnitt und uns die Kunstgriffe zum Legen dieser Elvis-Frisur beibrachte. Der ganze Volservice für eine Mark. Ich glaube, den meisten Umsatz hat der damals mit dem Haarfixativ gemacht.

Den Rock 'n Roll kannten wir nur vom Hören-Sagen und haben ihn uns sozusagen aus der Hüfte und frei nach Schnauze auf dem Gartenrasen eines Schulfreundes beigebracht. Haus und Garten waren abgelegen genug von Nachbarn, so dass wir hier aus dem Radio im Fenster nach den RIAS-Rhythmen hotten konnten ohne Gefahr zu laufen, wegen des Hörens von Westsendern angezeigt zu werden. Und dann hat einer von uns 16-Jährigen gesagt: Das muss man mit Überschlag machen! Ich hab's als erster probiert und bin krachend auf der Schulter gelandet und 14 Tage mit steifem Genick umher geschlichen.

Meine Damen und Herren: Wir haben den Westen nicht in die Wiege gelegt bekommen mit Marshallplan, freiheitlich-bürgerlichem Grundgesetz, Wirtschaftswunder und kunterbunten Vinyl-Schallplatten. Wir haben ihn uns hart erarbeitet! Und Rock 'n Roll und Country sind heute immer noch in mir, davon hat der Zahn der Zeit kein Bisschen abnagen können. Wissen Sie, wofür ich nach der Grenzöffnung auf einen Hieb 55 von den 100 Mark Begrüßungsgeld ausgegeben habe? Für eine Konzertkarte, um „meinen“ Johnny Cash am 30. März 1990 im ICC am Funkturm zu erleben, ganz weit vorn, in Reihe 11!

Ach so, Westliteratur gelesen haben wir natürlich auch, jedenfalls die, die in der DDR verlegt wurde: Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll, Siegfried Lenz und Martin Walser in Ost-Lizenz Ausgaben stehen heute noch in meiner Bibliothek, von Günter Grass „Katz und Maus“ und „Das Treffen in Telgte“, das ich als Literaturkritiker übrigens 1984 in der Zeitschrift „Weltbühne“ auch besprochen habe. „Die Blechtrommel“ erschien dann 1986 erstmals in der DDR. Gar keine Gnade vor den Argusaugen unserer Kulturausleser fanden aber zum Beispiel die Werke von Adorno, Bloch oder Erich Fromm. Das nehme ich den Hagers und Höpckes bis ans Lebensende übel, dass sie mich jahrzehntelang um Wissen und Bildung, um freie Meinungsbildung gebracht haben.

Übrigens unseren österreichischen und Schweizer Kongressteilnehmern zur Genugtuung: Frank Arnau, Friedrich Dürrenmatt, Ernst Jandl, Max Frisch und Urs Widmer habe ich der DDR auch zu lesen bekommen – und 1988 in der Reihe „Österreichische Bibliothek“ gar die Josefine Mutzenbacher...

Die im Westen hatten es auch da wieder mal viel besser. Sie durften immer lesen, was sie wollten, auch das Beste aus der DDR-Literatur: Volker Braun, Günter de Bruyn,

Franz Fühmann, Christoph Hein, Stefan Heym, Hermann Kant, Waldtraut Lewin, Irmtraud Morgner, Anna Seghers, die Strittmatters, Christa Wolf...

Selbstverständlich jeder Name ein Begriff, oder?

So, jetzt wissen Sie schon ein bisschen etwas über mich, von damals jedenfalls, und ich habe nicht kalkulieren können, wie Sie darauf womöglich reagieren. Tja so waren und so sind wir eben, wir Osis: ein bisschen sehr zutraulich, das Herz auf der Zunge. Aber viele von uns – in meinem Alter oder betagter – nun zahnlos geworden und von Implantaten nicht einmal träumend. Einstmals zeigten wir als strahlende sozialistische „Sieger der Geschichte“ auf den Propaganda-Plakaten der SED dem Klassenfeind die Zähne und sind jetzt auf die Grundversorgung der bundesdeutschen Krankenkassen zurückgeworfen. Weniger interessant zur Zeit als Klientel für Sie, meine Damen und Herren, denke ich mir. Aber wenn ich mir das Programm Ihres Kongresses ansehe, schöpfe ich doch Hoffnung, dass Ihr erklärtes Ziel, Grenzen zwischen zahnmedizinischen Disziplinen zu überwinden, Signale auch für die Gesundheitspolitik und die allgemeine Versorgungs- und Vorsorgepraxis in der Bundesrepublik oder gar in Europa aussenden könnte.

Aber immerhin (und auch das ist freilich wahr): Was ich als Kassenpatient heute geboten bekomme, steht schon in keinem Vergleich mehr zu dem, was ich dereinst im Osten als kostenlosen Standard auf altväterlichen Behandlungsstühlen erlebte. Nie hätte ich das voraus zu denken vermocht, als ich 1984 auf einer großen Ausstellung der Bundesrepublik in Ostberlin mit dem Titel „Design: Vorausdenken für den Menschen“ hingerrissen vor einem Siemens-Dentalarbeitsplatz stand: Dass ich keine zehn Jahre später ganz selbstverständlich auf eben jenem Komfort-Möbel in Berlin-Kreuzberg behandelt würde. Unvorstellbar damals, obwohl ich nie unter Phantasiemangel gelitten habe.

In der DDR wurde Leuten wie mir oft der Vorwurf gemacht, wir würden mit den Füßen zwar auf dem Boden der DDR leben, mit dem Kopf aber zu viel im Westen. Da war durchaus etwas dran. Spinner und Träumer wie ich waren ja irgendwie wirklich immerfort bewusstseinsgespalten, damals, als der Westen noch golden war und die DDR dort mit Gänsefüßchen geschrieben wurde und wir genauso jung und dynamisch waren wie die Brüder und Schwestern drüben.

Apropos Verwandtschaftsbeziehungen: Ich hatte keine nach Westdeutschland, aber meine Mutter eine sehr enge, herzliche Bindung an ihre in Bremen lebende einstige beste Schulfreundin aus der Gymnasialzeit; für mich „Tante Erna“. Tante Erna hatte einen Sohn, Karl, mit dem ich in der Jugend einen jahrelangen Briefwechsel unterhielt. Und der war nicht von Pappe! Karl, gleichaltrig, ein eingeschworener West-Demokrat und unverhohlener Antikommunist, der sehr genau verfolgte, wie sich die DDR in Funk und Fernsehen darstellte. Ich, ein den profitgierigen westdeutschen Kapitalismus anprangernder und die „Schönheitsfehler“ der DDR oft wider besseren Wissens, ja wider eigener zum teil recht schmerzhafter Erfahrungen verteidigender Stammhörer und -seher von Westsendern.

Da flogen oft die Fetzen in diesen langen Episteln, einiges davon habe ich bis heute aufgehoben. Wie auch das Eine und Andere aus den Westpaketen, die mir Karl zu Weihnachten schickte: diese immer noch verschlossene Schachtel meiner Lieblingszigaretten-Marke „Astor“ (20 Stück zwei D-Mark damals Anfang der Sechzigerjahre) oder diese DECCA-Schallplatte mit Edmundo Ros' „Melodie d'amor“, durch die Paketkontrolle geschmuggelt, weil sie nicht im Karton lag, sondern in die Wellpappe eingeleimt war. Das Lied gehörte dann auch zum Standard-Repertoire meiner eigenen bescheidenen Troubadour-Versuche mit Gitarrenbegleitung.

Meine Briefe an Karl überfrankierte ich als Gegenleistung mit den von ihm begehrten neuesten DDR-Sonderbriefmarken-Sätzen. Unsere Korrespondenz aber blieb von allem gegenständlichen Geben und Nehmen absolut unberührt, fern jeglicher Banalitäten und Sentimentalitäten à la „Deutschland einig Vaterland“. Davon sangen wir ja übrigens damals noch in der Nationalhymne der DDR. Um Ihnen eine Kostprobe aus einem der Karl-Briefe zu geben, einem seiner letzten, vom Dezember 1971:

Ich habe ein Interesse daran, dass Eure Berichterstattung objektiver wäre! Warum? Zur Meinungsbildung gehört vielseitige Information. Wir werden hier fast genau so einseitig informiert wie Ihr dort. Daran habt Ihr mit Schuld, weil Eure Berichterstattung so unlogisch und teilweise verlogen, für unsere Leute wirklichkeitsfremd und unverständlich ist, dass kein Mensch, sei er noch so bereitwillig, sich durch die andere Seite mit zu informieren, sich so etwas überhaupt anhört. Ihr macht damit eine ungeheure Propaganda gegen Euch und verhindert, dass viele Leute sich mit sozialistischem Gedankengut befassen, auch wenn sie wollen. Sie werden einfach vergrault.

An anderer Stelle:

Deine Bemerkungen über Aktienkapital und Besitz zeugen von totaler Unkenntnis der wirklichen Situation hier bei uns, auch wenn gewisse Missstände, die Du ansprichst, im Kerne wahr sind. Trotz dieser Unkenntnis urteilst Du, und darum wird daraus Propaganda wie sie aus Euren Sendern klingt. Warum schreibst Du nie: Informiere mich über Aktienbesitz aus der Sicht des kleinen Mannes oder so. Vielleicht sieht das ganz anders aus als aus der Sicht der Propagandisten.

Deinen ganzen Brief, wie auch die vorherigen, möchte ich so Satz für Satz zerpfücken, um Dir zu beweisen, dass darin nicht genug Logik ist, aber das dauert zu lange und deshalb würde ich gern selbst mit Dir sprechen. Wenn das doch bloß mal klappen würde. Ich weiß, es liegt hauptsächlich an mir, denn Du kannst ja wohl noch immer nicht raus, aber bei mir haben die Kapitalisten schuld: Die Kapitalisten gewähren mir einen so hohen Lebensstandard, dass ich mir so viele Dinge leisten kann, die meine ganze Zeit in Anspruch nehmen, dass ich nicht dazu komme, in die DDR zu fahren und mich von den Segnungen des Sozialismus überzeugen kann. (Nicht böse sein!)

Können Sie nachvollziehen, dass ich aus den Erfahrungen einer solchen offenen Streit- und Verständigungskultur heraus bis in die Siebzigerjahre hinein kein Problem damit hatte, einerseits ein aktiv in der DDR lebender und arbeitender und gleichzeitig ein „gesamtdeutscher“ Mensch zu sein und auf ein sich einig werdendes Deutschland noch zu meinen Lebenszeiten zu hoffen? Ein Deutschland – ja. Ein „BRD-Bürger“ (dies natürlich eine politbürokratische Wortschöpfung der SED) – nein. Das wollte ich nicht

werden, damals nicht und übrigens auch nicht am 4. November 1989, als einer von 500.000 Demonstranten auf dem Berliner Alexanderplatz.

1968 erschien in der Ostberliner Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ ein Gedicht von mir, das ich kürzlich rein zufällig beim Googeln ganz woanders wiederfand: als ersten Beitrag in dem 1970 in Bad Godesberg verlegten Buch „Wie sie uns sehen – Schriftsteller der DDR über die Bundesrepublik. Für die Schule herausgegeben.“ Und das geht so:

*Bundestag
Leicht formverändert
das Emblem
des Weltkriegs-
Adlers, dem
wir hier bei uns
das Nest verdarben.*

*Unser Zeichen sind
die Ährenгарben
und die Werkzeuge
der Macht,
die den Taubenflug
bewacht.*

Einer der nächsten zitierten Autoren nach mir hieß übrigens Wolf Biermann.

Das hatte ich in keinem Auftrag geschrieben. so ganz für mich, ehrlich für mich...

Die meisten lebten in der DDR vier volle Jahrzehnte so wie ich, trotteten getreulich oder auch misstrauisch in den Aufmärschen mit (na bitte, wenn die das so wollen...), ließen in die Wahlurnen die Asche ihrer romantischen sozialistischen Träume rieseln (Ach, wenn die verkalkten Greise da oben erst einmal ausgestorben und die Russen abgezogen sind – dann aber!...), und wir setzten uns danach erwartungsvoll zu Hause vor die Glotze. Nein, nicht weil wir auf ein Kopf-an-Kopf-Rennen bei den Wahlergebnissen zur Volkskammer gespannt gewesen wären, sondern im Westfernsehen packenden Anschauungsunterricht über die Debattenkultur einer Demokratie geboten bekamen, auch nun endlich Peter Kraus, Freddy, Chris Howland, Elvis, Bill Haley, Johnny Cash, die Beatles und die Stones nicht nur hören, sondern auch sehen konnten. Selbst im Schwarzweiß-Fernseher war die verlockende Buntheit und kosmopolitische Vielfalt des Lebens „drüben“ von überwältigender Anziehungskraft.

Diese persönliche innere und die staatliche Spaltung zu überwinden, den Wegfall der innerdeutschen Grenzen (wir hatten ja zwei davon: eine quer durchs Land und eine mitten durch Berlin), diesen Wegfall zu verkraften, das vollzog sich dann auf einmal unvorstellbar schnell, 1989/90. So schien es jedenfalls. Her mit der D-Mark, hinaus mit den Ostprodukten aus den Konsum-, HO-, Delikat- und Exquisit-Geschäften, herein mit der Wunderwarenwelt des Westens, hinein in richtige Autos.

Die ersten Wende-Monate 1989/90 – eine total verrückte, irre Zeit, gerade hier in Berlin. Wie sich das mischte, Ost und West! Und dann: flächendeckend von Hiddensee bis Sonneberg – was für gigantische Sperrmüllberge. Und: der Solidaritätsbeitrag (der Begriff war ja noch gar nicht erfunden), der bedenkenlos in druckfrischen D-Mark-Scheinen hingebblätterte Solibeitrag der kauflustigen letzten DDR-Mohikaner – er bewahrte den Westen noch einmal für einige Zeit vor der drohend heraufziehenden Absatz- und Wirtschaftskrise der Neunzigerjahre. Asphaltstraßen, von denen man in den ehemaligen Zonenrandgebieten der Bundesrepublik bis heute nur träumen kann, wurden für die Lieferfirmen bis in das abgelegenste Lausitzer Hintersiehnicht aus dem Boden gestampft. „Und das alles jetzt auch für uns!“, schrieten die Ostler, waren wie im Rausch und völlig aus dem Häuschen. Bald darauf waren aber sehr viele von ihnen auch heraus aus ihren Betrieben. Die Ernüchterung kam schlagartig und massenhaft.

Vielleicht können Sie jetzt nachvollziehen, dass heute das Mitleid von Millionen Langzeitarbeitslosen, Sozialhilfeempfängern, unfreiwilligen so genannten „kleinen Selbständigen“ und Freiberuflern in den jungen Bundesländern mit dem derzeitigen Schicksal der Conti- und Opelwerker nicht so wahnsinnig toll ausgeprägt ist? Haben die dort in Hannover, Rüsselsheim und Kaiserslautern, die keinen Mucks dazu sagten, als der Osten brutal de-industrialisiert wurde, doch heute immerhin etwas sehr, sehr Wichtiges, das den aus ihrem Arbeitsleben gerissenen Ossi vor 20 oder 15 Jahren so gut wie gänzlich verwehrt war (neben gar solchem Luxus wie Abfindungen und Kurzarbeitergeld): die breite und bohrende Aufmerksamkeit der Medien. – Oder hat vielleicht jemand von Ihnen hier im Saale beispielsweise seinerzeit mitbekommen, dass 1991 das weltweit modernste und produktivste Nähmaschinenwerk in Wittenberg an der Elbe, ein Muster-Großbetrieb der DDR mit rund dreitausend Beschäftigten (fast alle davon Frauen), innerhalb eines Jahres ohne Wenn und Aber von der Bundestreuhandanstalt liquidiert wurde? Mit einer Jahresproduktion von über vierhunderttausend funktionell wie gestalterisch hochmodernen „Veritas“-Nähmaschinen, einer vorbildlichen Arbeitsplatzkultur und mit vollen Exportauftragsbüchern bis Ende 1993? Sang und klanglos untergegangen. Das übrigens auch einmal als Anmerkung zum gern benutzten DDR-Erschlagwort Misswirtschaft.

Warum ist es nach dem Abwickeln der DDR so verwickelt geworden mit den Befindlichkeiten im geeinten Deutschland? Solche Erfahrungen und Nicht-Wahrnehmungen trugen dazu bei. Daneben gibt es aber wohl unendlich viele weitere sachliche wie auch ideologisch von tiefschwarz bis blutrot eingefärbte Antworten und Argumente, so viele statistische Erkenntnisse wie vage individuelle Vermutungen,

erlebte und gefühlte Befindlichkeiten hüben und drüben. Ja, wir sprechen immer noch von „hüben“ und „drüben“. Ist das nicht irre, ist DAS nicht schizophren?

Damals, als ich noch mit Karl aus Bremen bildlich gesprochen die Brieföffnerklingen kreuzte, waren wir uns in *einem* unausgesprochen einig: WENN die deutsche Einheit käme, ABER DANN! Feiern würden wir bis zum Umfallen! Feuerwerk, Kirchenglocken Tage und Nächte durch, Salutschüsse!

Und dann dieser 3. Oktober 1990, auf den man sich endlich doch noch geeinigt hatte als Vereinigungsfeiertag. Da hatten wir es nun: nicht den Salut, aber den Salat. Fein angerichtet, mit durchorganisierter, verordneter Volksfröhlichkeit – ganz genauso wie zu den Republiksfeiertagen der DDR jährlich am 7. Oktober. Auch die Tribünen waren wieder da mit den dem Volke zuwinkenden Volkstribunen, diesmal aber wenigstens demokratisch gewählten.

Feuerwerk gab es auch ein bisschen. Allerdings diesmal nicht heftiges vom Volke unten wie ein Jahr zuvor in Leipzig und Ostberlin.

Dann ging ein Licht nach dem anderen aus im Osten. In Aue bei den Besteck- und Silberwarenarbeitern, in Bitterfeld bei den Chemikararbeitern, in Chemnitz bei den Textilmaschinenbauern, in den Dessauer Waggonwerken, in Eberswalde bei den Kranbauern, in Freiberg bei den Porzellanwerkern, im Elektromotorenwerk Großenhain – soll ich fortfahren im Alphabet? Da kam dann auch bald in den Neunzigerjahren das dazu passende süffisante Wessi-Wort für den Osten auf: „Dunkeldeutschland“. Über so viel Brüderlichkeit und Schwesternliebe kann man sich doch nur freuen.

Bloß gut, dass man 1989/90 in Bonn noch nicht auf die Idee eines Einbürgerungstests gekommen war, Dreiviertel von uns Ostlern wären in die Sowjetunion oder nach China oder nach Nord-Korea abgeschoben worden.

Apropos Bonn: Dieses Gezerre um den Sitz von Parlament und Regierung! Das schafft Einigkeit – und was war da noch? Ach ja, Recht und Freiheit. Seltsam, die gemeinsame Nationalhymne ist mir noch immer nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Und dabei hatte ich früher jedesmal eine Gänsehaut bekommen, wenn sie zum Programmschluss im ARD-Fernsehen gespielt wurde und dazu die Fahne auf Helgoland oder vom Turm des Hambacher Schlosses wehte.

In den Siebzigerjahren erschien in der DDR beim VEB Deutsche Schallplatten Berlin innerhalb einer Haydn-Edition das Kaiserquartett. Kannte ich nicht. Meine Mutter schenkte mir die Platte zu Weihnachten und drängte mich am Heiligabend fein lächelnd, sie doch gleich einmal aufzulegen. Und dann haben wir beide geheult.

Was haben wir nun – ich meine jetzt uns alle, die Vereinigten, aber nicht Vereinten in diesem Land – gewonnen und was verloren? Ach kommen Sie mir bitte jetzt nicht mit den Auf- und Abrechnungsversatzstücken wie Stasi hier und demokratischer Verfassungsschutz da, Eingesperrtsein und Reisefreiheit, Stimmzettelfalten und freien Wahlen. Haben wir Neubundländer inzwischen auch schon begriffen, glauben Sie mir.

Da Ihnen ein unterhaltsamer Festvortrag versprochen worden ist, will ich zum Schluss auch entsprechend kurzweilig nur jeweils drei Dinge und Erfahrungen von geringerer Tragweite nennen, was **Gewinn**, **Verlust**, aber auch mitunter **Gebliedenes**, wenn auch etwas verändert, betrifft. Die größeren und ganz großen Effekte stehen uns allen ja täglich ungerufen vor Augen, wenn wir die nur richtig aufmachen. Das deutsche Klein-Klein ist auch witziger:

Gebliedenes im vereinigten Deutschland: HEILIGE KÜHE. Früher saßen die in hohen Ämtern oder auf ihren Parteiveteranenverdiensten – heute grasen sie als FIFA-Schiedsrichter die bundesdeutschen Fußballrasen ab.

Gebliedenes auch: die DEUTSCHE BÜROKRATIE. Von ihr lebten in der DDR ganze Kabarett-Generationen und 40 Jahrgänge der Satirezeitschrift „Eulenspiegel“, erschüttern konnten sie sie nicht. Im Gegenteil: im vereinigten Deutschland fand in diesem Metier *der* Quickie des Jahrhunderts, die Paarung der Paarungen statt und heckt und heckt weiter.

Und **gebliedenes**: DEUTSCHE KAMPAGNEN. Hießen sie dereinst in der Bundesrepublik „Ein Herz für Kinder“ oder „Kein Nerz von Rindern“ oder so ähnlich und in der DDR „Kampf dem US-amerikanischen Kartoffelkäfer“ oder „Kumpel greif zur Feder“, so haben wir zur Zeit „das Ehrenamt“ auf den Schild gehoben. Alle Talkshows voller Ehrenamtlicher – und wer hält solange die Kessel in den Suppenküchen warm? (Die gab es in der DDR übrigens nicht, aber Schulspeisung für alle Kinder.)

Gewonnen: Vonseiten der Ostmenschen – zum Beispiel völlig neue Erfahrungen mit Sanitärporzellan. Es soll nach der Wende Mecklenburger Landfrauen gegeben haben, die sich auf ihrer ersten Kamelhaardecken- und Kaffeefahrt bei der Hotelleitung beschwert haben, dass auf dem zweiten Klosettbecken die Brille fehlt und die Spülung im Rücken drückt... Bidets kannte man in der DDR nicht.

Gewonnen: Vonseiten der Westmenschen – die Erkenntnis, dass die in der Zone, pardon in den neuen Bundesländern, im Winter doch nicht alle Russenmützen tragen und dass die Politschulung in der FDJ auch so schlecht nicht gewesen sein kann, wenn sie immerhin ein darin recht aktives Mädchen grundlegend dafür qualifizierte, dass es uns heute als Bundeskanzlerin regiert.

Ach so, und auch noch **gewonnen** haben wir natürlich alle miteinander von der deutschen Rechtschreibreform. Das behauptet jedenfalls die handvoll Legastheniker (*wird „handvoll“ nun klein als Zahlwort geschrieben oder auseinander und die Hand dann groß? Mein Computerprogramm hat in beiden Fällen keine Einwände*), das also nun feiern die Schriftgelehrten, von denen wir es ganz demokratisch übergeben bekommen haben, als historischen Gewinn. Na vielen Dank auch!

Aber da war doch noch so ‘ne Reform, die uns krank macht. Fällt mir aber gerade nicht ein.

Verlust Nummer eins: Hängt nicht unbedingt mit der Rechtschreibreform zusammen, findet aber auch im Duden Niederschlag: das Einschmelzen der deutschen Sprache nach der Wiedervereinigung zu Lasten ihrer regionalen Besonderheiten. Hier sind Grenzen – leider – wirklich gefallen, ethnische und ethische. Sprach man in

Brandenburg, Sachsen und Thüringen zu DDR-Zeiten von der schönsten Sache der Welt in gepflegten Worten und Synonymen wie „lieben“, „kuscheln“ und „im Körbchen rascheln“, so heißt das dort heute nach dem Bundesanschluss wie in Bayern, der Pfalz und Niedersachsen kurz und zackig deutsch: „ficken“. Auch „geil“ ist längst alles, selbst ein deutscher Papst.

Verlust Nummer zwei: Wir sind jetzt alle „Westen“, aber es riecht nicht mehr wie der Westen, als ich das erste Mal in Berlin-Schöneberg aus der S-Bahn stieg. Unbeschreiblich diese exotische Duftmischung von anderem Benzin, Schokolade, Rosen, Manna und Ambrosia – weiß der Himmel, was da alles zusammen meine Nasenflügel streichelte. Was ist da nur geschehen? Habe ich vielleicht inzwischen selbst den West-Stallgeruch angenommen und kann mich – schöne Zweideutigkeit – deshalb nicht mehr riechen?

Verlust Nummer drei, und das ist ein guter Schluss nun auch für heute:

Der Zahn der Zeit hat nach 20 Jahren meistens die äußerlichen Spuren der innerdeutschen Grenze getilgt, aber auch Vorurteile kommen ganz allmählich abhanden. Wenn er erst einmal die Animositäten und Ressentiments zwischen Franken und Oberbayern, Hessen und Pfälzern, Brandenburgern und Sachsen und zwischen Kölnern und Düsseldorfern zernagt hat, ist mir um die Vollendung der deutschen Einheit auch zwischen Ost und West nicht bange.

Danke dem famosen Pfälzer und DGI-Aktivisten Karl-Ludwig Ackermann für die Ermunterung, heute zu Ihnen zu sprechen, danke für Ihre Aufmerksamkeit, meine Damen und Herren. Uns allen einen schönen gesamt-deutsch-österreichisch-schweizerischen Feier-Abend noch.